

Eine radikale Heldin

Diese Woche beginnt das Projekt Wiborada 2021. Es ist Zeit, die St. Gallerin aus der Versenkung zu holen, die als erste Frau heilig gesprochen wurde.

Melissa Müller

Die Heilige Wiborada fristet ein Schattendasein in ihrer Heimatstadt. Gerade mal ein bescheidener Brunnen bei der Kirche St. Mangen und eine unscheinbare Treppe bei der Goliathgasse erinnern in der St. Galler Altstadt an sie – die erste Frau überhaupt, die heilig gesprochen wurde. Vor 1000 Jahren rettete sie die Stadt St. Gallen. Sie prophezeite dem Abt den Einfall der Hunnen und riet dazu, die Klosterschätze, darunter kostbare Handschriften, in Sicherheit zu bringen. Auf ihr Anraten hin wurde die ganze Stadt evakuiert. So konnten auch die Bücher der Stiftsbibliothek gerettet werden.

Andere Städte würden einer Frau dieses Formats stattliche Denkmäler widmen. Man würde Fussballstadien, Kirchen, Plätze, Kinder und kulinarische Spezialitäten nach ihr benennen und im Geschichtsunterricht stolz von ihren Leistungen berichten. Man würde Wiborada besingen und ihren Todestag am 2. Mai wie den Gallustag feierlich begehen. Man würde Marketing betreiben, ihr Antlitz im Logo führen. Es ist erstaunlich, dass man in der Stadt mit dem Weltkulturerbe Stiftsbibliothek kaum Notiz von ihr nimmt, obwohl sie die Schutzpatronin der Bücher und Bibliotheken ist. Einzig ein paar Feministinnen setzten die Heilige in den 1980er-Jahren auf ihr Banner, als sie gegen Widerstand die St. Galler Frauenbibliothek Wyborada gründeten.

Doch vielleicht wird die leuchtende Frauengestalt nun schon bald ins Bewusstsein gerückt, wie Vadian und Gallus. Sieben Frauen und drei Männer wagen es, dem Leben und Wirken dieser Frau nachzuspüren, indem sie sich für eine Woche in einer Zelle bei der Kirche St. Mangen einschliessen. Am Samstag tritt Theologin Hildegard Aepli als erste den Rückzug an. Das Experiment stösst auch auf Kritik. Es mutet in der Coronazeit etwas seltsam an, wo

wir doch alle seit einem Jahr eingeschlossen vor unseren Bildschirmen sitzen. Ketzerisch gefragt: Taugt eine Gläubige, die freiwillig ins Gefängnis ging, heute noch als Vorbild? Was erhoffen sich die zehn Nachahmerinnen und Nachahmer von ihrem Experiment? Wollen sie in der Askese zu einem besseren Ich finden? Hoffen sie auf göttliche Eingebungen? Und ist es nicht vermessen, sich «Inklusin» zu nennen, wenn man sich nur eine Woche ins stille Kämmerchen verkriecht?

Schöne Kleider bereiteten ihr Kopfschmerzen

Wer war sie eigentlich, die Märtyrerin, die Unglücke vorhersah und von den Hunnen mit der Axt ermordet wurde? Wiborada wächst vor über 1000 Jahren in einer adligen Thurgauer Familie auf. Schon als Kind wehrt sie sich gegen standesgemässen Reichtum. Sie bekommt Kopfschmerz, wenn sie ein schönes Kleid tragen muss, und weigert sich, anzügliche Lieder zu singen. Als junge Frau pilgert sie mit ihrem Bruder, dem Priester Hitto, nach Rom, dem damaligen Nabel der Welt. «Wiborada hatte die Welt gesehen», schreibt Schriftstellerin Ruth Erath in ihrer Textcollage über Wiborada. Sie habe Bescheid gewusst über die Kriegs- und Beutezüge ihrer Zeit. «Sie hatte nicht nur in den Himmel geblickt. Sie hatte gesehen, was vorging.» Es ist die Zeit von Karl dem Grossen, das Ende des Frühmittelalters. Die Welt ist in Unordnung, die Menschen fürchten den Weltuntergang. Reiterheere dringen auf ihren Raubzügen bis zum Bodensee vor.

Um Inklusin zu werden, muss Wiborada probehalber drei Jahre in St. Georgen als Eremitin leben. Im Jahr 916 wird sie in St. Mangen inkludiert. Obwohl sie eingemauert ist in einer Zelle ohne Tür, aber mit zwei Fenstern,



Wiborada, Stein im Kloster Mariaberg, Rorschach, um 1515, Erasmus Grasser zugeschrieben. Bild: Michel Canonica

bleibt sie den Menschen zugewandt. Auch eine Dirne, die ihr Kind in einem Teich ertränkt hat, findet bei ihr tröstende Worte. In Wiboradas Umfeld gibt es noch weitere Inklusinnen, wie Rachild und Cilia. Die Leute bringen ihnen Essen, dafür gibt es guten Rat. Stiftsbibliothekar Cornel Dora glaubt, dass die Frauen nicht ihr ganzes Leben in der Zelle verbrachten. «Sie mussten wohl auch einmal ein Bad nehmen, und Inklusinnen hatten auch einen kleinen Garten, den sie zum Teil selbst bewirtschafteten.»

Damals herrschte ein platonisches Weltbild vor. «Es ging um die Seele, nicht um den Körper», sagt Dora. Wi-

borada, die vegetarisch und abstinente lebte, sei ihr Körper nicht wichtig gewesen. Als man ihren Leichnam fand, waren ihre Gebeine verkrümmt.

Auf ihrem Grab wuchs ein Fenchel

Laut den Historikern kann nur der Lebensabschnitt nach ihrer Einschliessung im Jahr 916 als verlässlich dargestellt betrachtet werden. Die Schriften wirken laut Dora verblüffend authentisch. «Die Mönche von St. Gallen schrieben gefühlvoll über diese Frauenwelt.» Etwa notierten sie, dass Wiboradas Bruder Hitto einen Fenchel auf ihrem Grab pflanzte: «Dieser schlug

Wurzeln, blühte durch den ganzen Winter, verflocht sich zu einer Krone und umgab mit diesem Schmuck das ganze Grab», heisst es in der Edition von Walter Berschin. Mit dem heilkräftigen Fenchel sei später vielen Kranken geholfen worden. Ihr Grab wurde gepflegt, ihre Vita 40 Jahre später aufgeschrieben. Die Mönche kämpften für ihre Heiligsprechung in Rom. Das gelang erst 1047, ein Jahrhundert nach ihrem Tod. Bis zur Reformation 1517 wurde Wiborada verehrt. «Vermutlich wurden ihre Gebeine im Bildersturm weggeworfen», sagt Dora. «So wurde es schwieriger, sie zu verehren.» Jetzt könnte sich dieses Blatt wenden.

Taugt eine eingesperrte Frau als Vorbild?

Maria Pappa, Stadtpräsidentin: Es war damals sehr unüblich, dass eine Frau durch einen Papst heilig gesprochen wurde. Sie muss eine grosse Persönlichkeit gewesen sein. Frauen hatten damals nicht viele Lebensentwürfe zur Auswahl. Wiborada entschied sich für eine radikale Variante. Sie liess sich in einer Zelle bei der heutigen Kirche St. Mangen einschliessen. Indem sie sich einschränkte, befreite sie sich gleichzeitig von allen gesellschaftlichen Normen, wie eine Frau zu leben hat, sowie von materiellen Zwängen und wurde so zu einer wichtigen Beraterin. Dass sich nun zehn Frauen und Männer für eine Woche einschliessen lassen, erinnert an diese besondere Frau und an ihre Lebensform. Es hat viel mit Achtsamkeit zu tun. Sie nehmen sich Zeit für sich. Richten die Aufmerksamkeit gegen innen, um ganz bei sich zu sein. Ein sehr interessantes Projekt.



Thomas Reschke, katholischer Universitätsseelsorger der HSG: Ich bin gespannt auf die Erfahrungen, über welche die Freiwilligen des Wiborada-Projekts berichten. Für mich wäre dieser Weg keine Option, da ich eher in der Natur und in abgelegenen Kapellen Ruhe finde. Wiborada lebte sehr selbstbestimmt. Faszinierend ist, dass ihr Lebensmodell des Eingesperrtseins nicht von den Menschen weg führte, sondern sie gerade in Berührung mit ihnen brachte als weise Ratgeberin. In der Eingeschlossenheit der Zelle hat sie auch in die stillen Regungen des eigenen Herzens hineinsehen können. Dies half ihr, in das Herz anderer Menschen zu blicken, die sich an sie wandten. Als Frau wurde sie so zur gefragten Begleiterin auch für Männer: ein damals ungeheurer Gedanke zu einer Zeit, wo Frauen von den Männern separat in Frauengemächern essen mussten.



Anya Schutzbach, Leiterin Literaturhaus Wyborada: Die Gründerinnen der «Frauenbibliothek & Fonotheek Wyborada» hatten vor 40 Jahren ihr Projekt aus gutem Grund nach der Heiligen Wiborada benannt: In ihr vereinigen sich die Idee der klugen, eigenwilligen Frau und die des Buches. Über diese Zuschreibungen kann ich nur glücklich sein. Doch wir wären kein Literaturhaus, würden wir diese nicht hinterfragen; Feminismus heute – was ist das? Und fortschreiben: Von mutig, stark und selbstbestimmt hin zu offen. Inkludierend. Womit wir bei der jüngsten Aktion von Hildegard Aepli wären: Eine Woche in einer Inkluse? Klar, das polarisiert. In jedem Fall ist es zu begrüssen, dass die historische Wiborada durch derlei medienwirksame Initiativen ins kollektive Gedächtnis kaputtliert wird. Sie ist wichtig für St. Gallen. Aus ihr könnte die Stadt etwas machen.



Cornel Dora, Stiftsbibliothekar: Die Kontroverse um das Einschliessen kommt mir speziell vor. Der Gedanke, dass man durch Einschränkung Weite findet, ist in vielen spirituellen Welten präsent. George Harrison hat das Thema im Anschluss ans Tao Te King im Beatle-Song «The Inner Light» aufgegriffen: «Ohne durch meine Tür hinaus zu gehen, kann ich alle Dinge der Welt kennen.» Der Wunsch nach Rückzug in die Einsamkeit und Meditation ist in jeder Kultur vorhanden. Er ist eine Herausforderung. Wichtig ist, dass es freiwillig und bewusst geschieht. Dass sich Frauen und Männer aus freiem Willen dazu entscheiden und damit auch öffentlich zeigen, dass sie die heute teils selbstzerstörerische Gemeinschaftsparty von uns Menschen hinterfragen, ist ein wertvoller Beitrag zur gesellschaftlichen Diskussion.



Was ist eine Inklusin?

Sie nennen sich Inklusinnen und Inklusen: Zehn Frauen und Männer, die sich in einer Zelle bei der Kirche St. Mangen einschliessen (Ausgabe vom 20. März). Nicht für zehn Jahre, wie dies Wiborada tat, sondern für eine Woche. Die Heilige lebte dort im 10. Jahrhundert als Inklusin – als **Eingemauerte**. Sie wurde um Rat gefragt, auch von hohen politischen und geistlichen Würdenträgern. Daran will das Projekt **Wiborada 2021** mit einem Nachstellen der damaligen Situation erinnern.

Die Eingeschlossenen sind nicht ganz allein. Jeden Morgen bringt ihnen Initiantin **Hildegard Aepli** Wasser und Brot. Mittags wird ihnen eine warme Mahlzeit geliefert. In der Zelle befindet sich ein Toi-Toi-WC. Jeweils am Mittag und am Abend öffnet die eingeschlossene Person das Fenster. Dann dürfen Aussenstehende mit **Fragen** vorbeikommen. Die Eingesperrten schreiben Tagebuch. Und wenn sie es nicht mehr aushalten, haben sie einen Schlüssel zur Tür. (mem)

www.wiborada2021.ch